

noch stärker systematischen Besprechung der diversen Grenzen und Hindernisse am Weg zu einer modernen Tugendethik ab (Kap. 7).

Das ernüchternde Ergebnis, auf das der Leser freilich schon vorbereitet war, lautet, dass das Projekt einer eigenständigen Tugendethik nach Meinung von H. gescheitert sei, und zwar insofern gescheitert, als die Erwartungen, welche üblicherweise an die Wiederbelebung der Tugendethik geknüpft sind, nicht befriedigt werden konnten. So eigne sich die Kategorie der Tugend nicht für die Apologie eines – häufig seinerseits erklärungsbedürftigen – *Common Sense* gegenüber der philosophischen Theoriebildung. Da überall dort, wo ein kritisches Korrektiv bzw. eine Orientierungshilfe geboten werden soll, doch ein Mindestmaß an Theoriebildung notwendig ist, trage die Tugendethik eben nicht zur Komplexitätsreduktion bei, genau so wenig, wie es sich bei ihr um einen Königsweg in der Beantwortung der Frage „Warum überhaupt moralisch sein?“ handle.

Wenn H. schließlich in seinem Ausblick einen möglichen Weg der Tugend nach der Tugendethik skizziert, scheint es ihm aber doch wichtig zu sein, die doch insgesamt positiven Beiträge der Tugend für eine moderne Ethik herauszuarbeiten und zu würdigen. Und so schließt er mit dem Satz: „Auch wenn es sich bei den Tugenden mithin nicht um die begrifflich primäre Kategorie der Ethik handelt, erweisen sie sich doch als primär für ein Verständnis sowohl des Ausgangspunktes unserer moralischen Entwicklung wie für die Bestimmung ihres Ziels – und damit auch als unverzichtbar für die Deutung des Wegs, der sich in Scheitern oder Gelingen zwischen beiden aufspannt.“ (365)

H.s Werk beinhaltet alle Zutaten für einen philosophischen Bestseller: begriffliche Schärfe, klarer Aufbau, präzise Argumentation, ein konsequent entwickelter Spannungsbogen und ein tragisches Ende. Da Verkaufsschlager im Bereich der akademischen Philosophie aber selten sind, verspricht es – zumindest – zu einem Standardwerk normativer Ethik zu werden.

C. PAGANINI

REYDON, THOMAS, *Wissenschaftsethik*. Eine Einführung (UTB 4032). Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer 2013. 143 S., ISBN 978-3-8252-4032-5.

Mit seinem Einführungsband „Wissenschaftsethik“ richtet sich Reydon (= R.) primär an angehende Naturwissenschaftler, denen er in der Promotionsphase Grundwissen und Orientierung in besagtem Teilbereich der angewandten Ethik bieten will. Diese Ausrichtung bedeutet aber zugleich eine Weichenstellung weg von Detailfragen und Spezialisierung hin zu einer grundsätzlichen Sensibilisierung für die Problematik.

In den beiden einführenden Kapiteln (1. Bedeutung der Wissenschaftsethik, 2. Was ist Ethik?) stellt R. verschiedene grundsätzliche Überlegungen an. So diskutiert er etwa die zurzeit im deutschen Sprachraum geführte Debatte nach der Eigenart der Bereichsethik bzw. ob es sinnvoll sei, wenn in den unterschiedlichen Bereichsethiken unterschiedliche normative Regulative zur Anwendung kommen. Allerdings beschränkt er sich darauf, das Problem anzureißen, um sich dann – intensiver – mit der Frage auseinanderzusetzen, worin die spezifischen Herausforderungen der Wissenschaftsethik liegen: Die wissenschaftliche Handlungspraxis ist von Innovationen und raschen Veränderungen geprägt, deren gesellschaftliche Auswirkungen nur zum Teil abschätzbar sind. Auch ist es, so konstatiert er, schwierig, eine klare Abgrenzung gegenüber „verwandten“ Bereichsethiken vorzunehmen; vielmehr besteht zu diesen – namentlich aufgezählt werden die Technikethik, Bioethik und Nanoethik – eine Vielzahl an Überschneidungen. Auf diesem schwierigen Terrain nun ist es die Aufgabe der Wissenschaftsethik, Handlungsoptionen darzustellen und zu diskutieren.

Was die einleitenden Worte zur Ethik betrifft, so referiert R. zunächst die gängige Unterscheidung zwischen Moral und Ethik bzw. expliziert die wichtigsten normativen Ansätze. Letzteres geschieht, da Verf. auf diese Weise zeigen möchte, dass es für die Behandlung und – gegebenenfalls – Lösung eines wissenschaftsethischen Problems nicht gleichgültig ist, aus welcher Perspektive heraus dieses betrachtet wird. So bedeutet es bereits auf der Ebene der Wahrnehmung einen Unterschied, ob ich eine Fragestellung aus einem deontologischen oder einem utilitaristischen Blickwinkel sehe – um nur ein Beispiel zu nennen. Konsequenterweise mahnt R. angehende Naturwissenschaftler, seine Leser, die eigene Perspektive nicht für die einzig mögliche zu halten, sondern sich

zumindest versuchsweise in das Denken anderer Menschen hineinzusetzen. In einem weiteren Schritt mag die Wissenschaftsethik sie dazu befähigen, Werkzeug anzubieten, um der Antwort darauf, welche Handlungsoption die beste sei, ein Stück näher zu kommen. Dies kann aber nur bewältigt werden, wenn erstens das gesamte Spektrum der Handlungsoptionen bekannt ist, man zweitens weiß, wer von welchen Optionen in welcher Weise betroffen ist bzw. drittens, welche normativen Zugänge was implizieren, und wenn man viertens ausreichend Zeit hat, Pro und Kontra der verschiedenen möglichen Entscheidungen ausreichend abzuwägen.

Entgegen der nach wie vor verbreiteten Behauptung, dass Wissenschaft frei von nichtepistemischen Werten sei bzw. sein soll, zeigt R. im dritten Kapitel auf, warum es weder möglich noch wünschenswert ist, die Wissenschaft völlig wertfrei zu halten. In der Folge argumentiert er dafür, die Trennung zwischen „reiner“ und „anwendungsbezogener“ Forschung fallen zu lassen, sich bewusst zu machen, dass „die Produktion von Wissen [immer] für bestimmte Zwecke ausgerichtet ist“ (58), und sich von daher zu überlegen, ob man die Wertfrage nicht neu bzw. anders stellen und Wissenschaft im Dienst der Verbesserung der Lebensumstände für den Menschen auffassen wolle.

Im anschließenden Textabschnitt (4. Die wissenschaftsinterne Verantwortung des Wissenschaftlers) wendet sich R. der Verantwortungsethik und damit einem normativen Ansatz zu, der in den letzten Jahren für verschiedene Bereichsethiken (etwa auch die Medientechnik) ausbuchstabiert wurde und insbesondere in der Wissenschaftsethik vielversprechend zu sein scheint. Auf eine theoretische Grundlegung folgt die Diskussion eines konkreten Beispiels – nämlich das der Veröffentlichungspraxis –, bei dem es sich zwar möglicherweise nicht um das brisanteste Problem der Wissenschaftsethik handelt, sehr wohl aber um eine Frage, der sich jeder Nachwuchswissenschaftler früher oder später stellen muss. In Kapitel 5 wird die Entfaltung des Verantwortungsbegriffs fortgesetzt, wobei exemplarisch die Positionen von Hans Jonas, Francis Bacon und Ulrich Beck herausgegriffen werden. Schließlich scheint die Debatte um die „wissenschaftsexterne Verantwortung des Wissenschaftlers“ auf eine Entscheidung hinauszulaufen, ob man nämlich Wissenschaftsethik als eine positive Ethik – Forschung zur Verbesserung der menschlichen Lebensumstände – oder eine negative Ethik – Forschung, ohne Schaden zu verursachen – verstehen will.

Die letzten beiden Textblöcke befassen sich mit der guten wissenschaftlichen Praxis (6) und – gewissermaßen als Ausblick – der Ethik im Wissenschaftsmanagement (7). Dabei betont R. zu Recht, dass die Rede von der guten wissenschaftlichen Praxis nicht dazu führen solle, ein starres Korsett an Regeln zu entwerfen, sondern vielmehr dazu, die Akteure zu sensibilisieren und einen – sowohl in der wissenschaftlichen Community als auch in der Gesellschaft geführten – Austausch darüber in Gang zu setzen, was moralisch gutes Handeln im Wissenschaftsbetrieb ausmacht. Mit diesem Schlussimpuls entlässt der Verf. seine Leser in die Eigenverantwortung und hat mit seinem durchaus gelungenen Einführungsbändchen gewiss dazu beigetragen, dass sie diese bewusst(er) wahrnehmen und gestalten werden.

C. PAGANINI

HERMANNI, FRIEDRICH, *Metaphysik*. Versuche über letzte Fragen. Tübingen: Mohr Siebeck 2011. 251 S., ISBN 978-3-16-150622-2.

Die vorliegende Publikation, die schlicht mit ‚Metaphysik‘ überschrieben ist, enthält eine Reihe von Beiträgen zu metaphysischen Themen, die auf Veröffentlichungen des Verf.s in den letzten Jahren zurückgehen. Auf die aktuelle Diskussion über den Metaphysikbegriff geht Hermanni (= H.) nicht näher ein, sondern wartet mit einer eigenen Definition von Metaphysik auf, die darauf abhebt, bei der Metaphysik handle es sich um den „Versuch, letzte Fragen mit Hilfe der Vernunft zu beantworten“ (1). Solche Fragen betreffen ihm zufolge „die Welt als ganze, den Grund der Welt und den Platz des Menschen in der Welt“ (ebd.). Wesentlich für diese Fragen ist, dass sie sich unvermeidlich einstellen und doch von den Einzelwissenschaften nicht beantwortet werden können. Auch wenn H. einräumt, dass die Antworten, welche die Metaphysik gegeben hat, in vielen Fällen einer kritischen Prüfung nicht standgehalten haben, so findet er andererseits ältere und neuere Programme, welche die Metaphysik grundsätzlich verabschieden wollen, ebenso wenig überzeugend, da diese stets mit Voraussetzungen operieren, die „ihrerseits von metaphysi-